

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 165.

Dienstag, 17. Juli.

1928.

(21. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Mit roten Köpfen fuhren die beiden nach einem scharfen Umtrunk im Sandschneider ohne Rutscher los. Ernst Lensing sprach sich besorgt über die Zukunft der Landwirtschaft aus.

„Papperlapapp, mein Lieber! Lassen wir uns ins Bodshorn jagen? Ich glaube nicht! Man setze mir die heißeste Brühre vor die Nase, ich verbrenne mir den Schlund doch nicht! Und ein Lensing wird's auch nicht tun! Natürlich zudeckt der sogenannte Staatskarran auch mal 'nen anderen Weg! Wenn er nämlich nicht mehr auf dem alten weiterkommt! Das ist früher so gewesen und wird in Zukunft nicht anders werden! Aber ich falle nicht in Ohnmacht wie der selige Belazar, als allerlei mit Flammenschrift an 'ne Wand gemalt wurde! Damals hatte man nämlich noch keine Zeitungen! Da war man noch so reaktionär und kritisierte seine Gedanken auf Ziegelsteine! . . . Ja und mit Ziegelsteinen beschäftigte ich mich augenblicklich sehr eingehend! Werden wohl davon gehört haben!“

„Keinen Schimmer habe ich, Herr Helmeke!“
„Mann, leben Sie denn zehn Meilen hinterm Monde?“ Und dann ließ ein Schmünzeln über sein Gesicht. „Der Rittmeister von Orfensberg, Sie kennen den Knaben ja auch, paßt zum Landwirt wie der Eisbär zum Ziehharmonikaspiele! 'n guter Kerl — na ja! Also der kommt im Winter zu mir, wischt sich egal, trotz der Kälte, den Schweiß von der Stirn und erzählt mir, das Rennen von der Mark den Berg runter könne er nicht mitmachen, da gehe ihm die Puste aus! Gott, was habe ich den Mann bedauert! Und bei der dritten Flasche Rüdesheimer hatte er endlich den Mut und sagte mir, was er auf dem Herzen hatte! Und das ging sehr lieblich in meine großen Ohren ein! Von seinen viertausend Morgen müsse er ungefähr fünfhundert verkaufen, sonst läge ihm eines Tages der Pleitegeier auf dem Dache! Herr Lensing, ich bin ein hilfsbereiter Mann! Nach ein bißchen Handeln, ohne das kann ich nun einmal nicht leben, laß ich ihm nicht gerade sein schlechtestes Land ab . . . Ich hab doch eine mannbare Tochter, die Paula! Für den Namen kann ich nichts. Er gefällt mir ganz und gar nicht! Aber was eine Frau im ersten Kindbett will, wird gemacht! Schon beim zweiten flügelt man den Diakopf! So niederträchtig ist nun einmal das Mannsvolk! . . . Ja, hab ich mir gesagt, Geld? Geld?, is ja nicht mehr! Ob ich nun meiner Tochter Millionen, Milliarden oder Billionen mitgebe, es wird in gegebenen Augenblick doch nichts sein! Aber so'n Stückchen reelles Land ist 'ne andere Sache! Na, das haben Sie ja auch kapiert! Ich mach also bloß nach, was Sie und mancher andere mir vorgemacht haben!“

„Davon habe ich natürlich gehört, Herr Helmeke!“
„So? Also doch! Und die Leutchen werden mich schon durch den Kakao dabei gezogen haben! Nämlich, weil sie das Land nicht unter die Füße bekamen. Immerzu und in Gottes Namen! Ich hab ein dickes Fell! . . . Ja, aber was nützt mir Land, fünfzehn Kilometer von meinem Gute, wenn keine Gebäude drauf stehen? . . . Was meinen Sie, wie ich geschwitzt habe?“

„Jetzt verstehe ich Sie! Sie bauen?“

„Tu ich — tüchtig! Die Arbeiter wollen doch auch leben! Haben's jetzt ekkig schlecht! Ja, und wenn man's ausrechnet am Weizenpreis, was sie für'n Lohn die Woche über kriegen, es is eigentlich 'ne Sünd und Schand! Aber ich bin doch selbst 'n armes Luder! . . . Bin bloß neugierig, was mich die ganzen hübschen Gebäude gekostet haben, wenn die Mark mal wieder 'nen reellen Kurs haben wird!“

„Fünf fette Ochsen, Herr Helmeke!“

„Das sagen Sie so! Aber jetzt — jetzt, also es ist zum Heulen, wenn man das Elend ansieht!“

Ernst Lensing lächelte. Erwiderte aber nichts. Der Helmeke zog am rührseligen Faden, schalt dabei die Welt verderbt und schmünzelte doch über das gute Geschäft in sich hinein. Beim Pferdebescheiden war so viel nicht zu verdienen . . . Und dann lernte Lensing das Staunen. Ein Hof stand da, ein Schmuckkasten! Mit den neuesten Errungenschaften von Wissenschaft und Praxis ausgestattet!

„Wird ganz hübsch — nicht wahr?“

„Herrlich sogar, Herr Helmeke!“

„Tja — a, da seh ich meine Paula rein! Und dann mag sie auf einen warten, der das nötige Vieh, Saatgut, Geräte — und den Kunstdünger mitbringt! Und 'n tüchtiger Kerl muß er natürlich auch sein! Sonst gebe ich meinen väterlichen Segen nicht! Sie sehen es ja an diesem Beispiel, der baut den Kindern Häuser! Ich bin ein frommer bibelfester Mann, Herr Lensing!“

Als die Wintersaat in die Halme zu schießen begann, lehrte Frau Lensing mit ihrem Sohne Kurt in die Altmark zurück. Er warf kaum einen Blick auf das Land, das er mit so heißem Herzen im Herbst bestellt hatte. Gleichgültig hörte er seines Bruders Bericht über den Stand des Gutes an. Ernst konnte seinen Unwillen kaum verbergen. Als er mit der Mutter allein war, sagte sie:

„Dein Bruder braucht Ruhe jetzt, Ruhe wie die Saat im Winter. Wie die der Schnee einhüllt, so können wir jetzt nichts anderes tun, als ihn mit unserer Liebe einhüllen!“

Ernst war ungeduldig geworden, er ging mit großen Schritten durchs Zimmer. Fragte dann in rauhem Tone:

„Hat das der Arzt so angeordnet? Ich kann mir das nicht denken! Arbeit braucht er, um über dumme Gedanken hinwegzukommen. Ich hab sie auch gebraucht! Nun hab ich mein Gleichgewicht wieder! Mit verbissnem Gesicht dazuhocken, kann ihm unmöglich gut tun!“

Man sah es Frau Lensing nicht an, welche Mühe es ihr machte, sich aufrecht zu erhalten. Die letzte Kraft mußte sie dransetzen. Ruhig erwiderte sie:

„Das verstehst du nicht, mein Sohn! Ein Mensch ist nicht wie der andere! Kurt ist der weichste meiner vier Kinder, das hab ich immer gewußt. Eine leise Sorge um ihn bin ich nie los geworden. Winter ist jetzt in ihm. Es wird ein Frühling folgen, wenn es Gottes Wille ist! Ob aber dann gute Frucht aufgeht oder Unkraut, das müssen wir abwarten!“

„Aber Mutter, ich bitte dich!“

„Keine unnützen Erregungen! Die fühlt der Kranke — und dann stören wir seine Ruhe! Dann legt sich Frost auf junge Saat, die nicht vom weichen Schnee mitfühlender Liebe eingehüllt ist. Als Landwirt weicht du, an ausgewinterten Stellen gibt es keine Frucht, dort schießt dann das Unkraut geil in die Höhe!“

Ernst bedrückte diese Worte. Er stand wieder vollkommen fest auf seinem Lande. Hatte in dieser Zeit des Alleinseins seine Fäden gesponnen. Hinüber nach Helmetes. Angenehm war ihm der Mann nicht, aber er verstand seinen Kram. War einflußreich. Und seine Tochter gab eine tüchtige Landwirtsfrau. Brachte ein schönes Gut in die Ehe mit. Es rannte sich mehr als einer die Beine nach ihr aus, er aber brauchte nur zuzufassen. Und das wollte er, wenn das Trauerjahr vorüber war. Man konnte im Herbst heiraten. Er war alleiniger Herr dann auf seiner Scholle. Mit dem Bruder sich auseinanderzusehen, würde nicht schwer sein. Da war ja der Wilhelm da — und die Mutter. Die kein Wort darüber verlor, wenn er abends noch wegfuhr und sie mit Kurt allein ließ. Der sah den Tag über in Dedden gehüllt in dem kleinen Park unter der Blutbuche. Oft plagten ihn Kopfschmerzen ganz ungeheuer. Der Arzt, der auch Vira Bernstedt behandelt hatte, kam zweimal in der Woche. Er blieb dann zum Besper. Plauderte mit dem Patienten im Park und versuchte ihn aufzumuntern. Erst vorsichtig, dann wurde er deutlicher. Eines Tages ging er aufs Ganze. Aufgerüttelt mußte Kurt Lensing werden.

„Ja — a, mein Lieber! Wir sind nicht kleine, empfindsame Mädchen, sondern Männer! Und Sie sind ein Schlack von ganz besonderem Ausmaß! Sie werden doch das locker gewordene Herz mit ihrer Willenskraft wieder festschrauben können! Das wäre doch noch schöner, wenn Sie das nicht fertig brächten! Der eine verbrennt sich bei einer solchen Geschichte die Finger, das ist nicht weiter schlimm, dem anderen wird der Schädel eingeschlagen, das ist für den, den es betrifft, natürlich äußerst betrüblich! Sie haben den goldenen Mittelweg gewählt, ein bißchen hat man Ihnen auf dem Kopf rumgetrommelt und die Rippen gekitzelt! Zugegeben, es gibt angenehmere Dinge! Betrachten Sie aber einmal den objektiven Tatbestand, wie sich die gemeingefährlichen Juristen auszudrücken pflegen, dann müssen Sie selbst zugeben, Sie sind wirklich noch fein mittel weggekommen! . . . Ja, Menschenkind, nu reden Sie doch auch 'nen Ton!“

Kurt Lensing sah vor sich hin. Ihm war, als schlugen die Worte aus weiter Entfernung an sein Ohr. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Schließlich sagte er:

„Es ist alles einerlei!“

„Na, na, na! Das reden Sie heute so daher! Später möchte ich Sie an die Worte nicht erinnern! Denn sie sind unnützlich! Ihrer Frau Mutter dürfen Sie auch nicht ganz unnötige Sorge machen!“

Die flache Hand legte Kurt Lensing an die Stirn. Nur mit Anstrengung vermochte er zu antworten.

„Ich kenne die grenzenlose Güte meiner Mutter ganz genau! Sie quält mich — diese Güte! Wie ich ihr aber helfen soll, ich weiß es nicht! Versuche ich einen Anlauf zu nehmen, selten genug vermag ich mich soweit aufzuraffen, bleib ich schon in den Anfängen stecken! Und dann schmerzt mich mein Kopf ganz wahnsinnig!“

Der Arzt zweifelte nicht, daß er die Wahrheit sprach. Es lag hier einer der so schwer zu behandelnden Grenzfälle vor. Gesundes Blut, noch dazu in jungen Jahren, überwand da oft. Brachte man den Leidenden erst wieder zu leichter Tätigkeit, setzte die Genesung manchmal überraschend schnell ein. Interesse galt es jetzt zu wecken an den Ereignissen des Tages.

„Sehen Sie doch Ihren Bruder an! Der läuft wieder herum mit blanken Augen. Der hat seine Karre angehalten, gewendet und gesagt: na, dann nicht! Und so weit ich im Bilde bin, befindet er sich heute schon auf neuer, recht fröhlicher und vernünftiger Fahrt!“

Da warf Kurt Lensing endlich den Kopf auf. Er wurde hellhörig. Wie oft war sein Bruder nicht Sonntags nachmittags oder in der Woche abends weggefahren. Er hatte nie gefragt, wohin er wolle. Es

war ihm ja einerlei gewesen. Es gab in diesen merkwürdigen Zeiten allerlei Geschäfte zu erledigen. Kam an einem Tage Geld ein, mußte es sofort in irgendeiner Ware angelegt werden, denn ein paar Tage später besam man für die Summe ja doch nichts mehr.

„Wohin fährt er denn?“

„Wissen Sie das wirklich nicht? Zu dem Landwirt im Kreise, von dem man allerlei lernen und bei dem man allerlei sehen kann, zu Herrn Helmetes! . . . Ja, das wundert Sie doch etwa nicht?“

„Der hat doch eine Tochter!“

„Versteht sich! Mit blühblanken, blauen Augen, schon ein bißchen sehr rundlich und Gardemaß wie Sie und Ihr Bruder hat sie auch nicht! Aber ansonsten, ich will mir das Maul nicht verbrennen, am kleinsten Finger ist sie mir zehntausendmal lieber als ihr Vater!“

Einen Stich fühlte Kurt Lensing im Herzen und dann ein schmerzhaftes Zucken im Kopfe. Mit Mühe beherrschte er sich.

„So! So! . . . Mir ist's einerlei!“

Daß ihm das aber durchaus nicht einerlei war, gewahrte der Arzt, aber er tat, als glaube er, was er da eben zu hören bekommen hatte. Er sprach mit Frau Lensing darüber.

„Ich habe versucht, Ihrem Sohne mehr Interesse an den Ereignissen der Gegenwart beizubringen! Die Probe mußte gemacht werden! Hoffentlich schlägt sie zum Guten aus. Immerhin dürfen Sie den Patienten jetzt nicht aus den Augen lassen!“

„Das tu ich nie! Und was für meinen kranken Sohn jetzt das Beste ist, müssen Sie als Arzt wissen.“

Er hörte heraus, daß Frau Lensing anderer Ansicht war. Sie geriet in einige Erregung, die legte sich aber, weil Kurt keinerlei Aenderung in seinem Benehmen zeigte.

Ernst sagte wenige Tage später zu seiner Mutter:

„Helmetes würden sich freuen, du kämest wenigstens einmal zu ihnen. Aber sie sehen ein, daß du hier unabkömmlich bist. Wenn dir's recht ist, lade ich sie nächsten Sonntag zum Kaffee und Abendbrot ein!“

„Wie wird das dein Bruder aufnehmen, Ernst!“

„Ja, du lieber Gott, ewig kann ich vor ihm doch nicht Verstecken spielen!“

„Fragen wir den Arzt, er kommt ja morgen!“

Ernst war es nicht angenehm, den Arzt in seine persönlichen Verhältnisse hineinschauen zu lassen.

„Wenn es durchaus sein muß!“

„Es muß sein, mein Sohn!“

„Ich hab ihm ja schon eine Andeutung gemacht“, sagte der Arzt. „Im ersten Augenblick konnte ich einige Erregung feststellen. Von Dauer scheint sie nicht gewesen zu sein! . . . Ich hab gegen den Besuch nichts einzuwenden, nur darf dem Patienten nicht zuviel zugemutet werden. Erregt er sich, müssen die Herrschaften vor der Zeit wieder wegfahren! Kömen sie nur zum Kaffee auf zwei Stunden, wäre es mir freilich lieber!“

„Dann wird es so gehalten werden“, bestimmte Frau Lensing . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wachte dann, was Bildung ist?

Wachte dann, was Bildung ist? —

Wachte aus der Frost heraus,
Ernst sich klüde selbst sei Riß,
Du, des nicht die Bildung aus.

Ircht dehaam ins enge Herz
Mukte kumme, haamlich still.
Unn dann kiehste allerwärts
Nach en Glanz unn hell — unn vill.

Bilde duht sich jeder Baam
In sein Sakt, im Innern drin. —
Willste wachse, dann gieß haam,
Wu dei Seelekräfte sinn.

Sammel die, dann wächste schunt
Iwer all die Welt henaus. —
Unn verkier taan haametgrund —
Sonst is all dei Bildung aus.

Georg Rießer.

Telepathie und Zeichensprache des afrikanischen Großwildes.

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.

Der wichtigste Vermittler von Zeichen ist bei dem afrikanischen Großwild, wie bei allen anderen Tieren, die Stimme. Auf einen Ruf oder Pfiff des Leitieres reagiert sofort die ganze Herde. Versprengte Herden sammeln sich auf das ihnen bekannte Signal. Das Brüllen des Löwen dient dazu, Artgenossen zur Jagd zu versammeln, oder die Weibchen anzulocken. Nie ist das Brüllen eine Drohung, denn der auf Beute ausgehende Löwe ist stumm.

So verschieden wie die Tierarten, sind auch ihre Signale. Das schrille Pfeifen des Riebhorns, das dumpfe Bellen des Buschhorns, das Brüllen der Zebra und vieler Antilopenarten, das eigentümliche, schwache Niesen des mächtigen Nashorns, alle haben dieselbe Bedeutung — S. D. S. — Gefahr!

Außer den, den Menschen verständlichen Zeichen der Stimme stehen aber der Tierwelt noch andere Möglichkeiten zur Verfügung, sich gegenseitig zu warnen. Selbst niedere Tiere, wie Schmetterlinge und andere Insekten, haben uns noch unbekannte Möglichkeiten, einander zu benachrichtigen. Die Ansammlung der Zugvögel vor dem Antritt der großen Wanderschaft läßt sich nicht einfach auf den Instinkt zurückführen. Uns noch fremde Zeichen benachrichtigen die Tiere, zu einer bestimmten Zeit sich auf einem bestimmten Platz zur Reiserversammlung einzufinden.

Ob das afrikanische Großwild solche Möglichkeit der Verständigung hat, habe ich nicht feststellen können. Gewiß habe ich manchmal große Antilopenherden, die sonst in verschiedenen Gegenden standen, scheinbar zwecks auf einem Platz versammelt gesehen. Aber das waren nur vereinzelte Beobachtungen, die auch auf einen Zufall zurückzuführen sein können.

Es ist von verschiedenen Beobachtern festgestellt worden, daß das Großwild über verschiedene Zeichensprachen verfügt, die größtenteils in bestimmten Bewegungen des Schweifes (Wedel, Rute usw.) zu erblicken sind. Aber nach allen Beobachtungen, die ich machen konnte, ist in diesen Schweifbewegungen kein direktes Alarmsignal zu sehen. Flüchtiges Wild geht immer erhobenen Schweifes ab. Dieses trifft von der Zwergantilope bis zum Elefanten zu. Aber der Flucht ist stets ein Warnungssignal vorausgegangen. Der erhobene Schweif ist ein Zeichen der Erkenntnis, noch bestehenden Gefahr und soll besonders den folgenden Tieren als Wegweiser dienen, da das Leittier, das als erstes die Gefahr erkannt hat, sich an die Spitze setzt und die Fluchtrichtung angibt. Sicher sind auch Fälle bekannt, in denen das Leit- oder Wachtier durch ruckweise, nervöse Bewegungen des Schweifes die in Sicht stehenden Tiere auf die Gefahr aufmerksam macht. Dies kann man besonders häufig bei Giraffen beobachten.

Nun ist es aber in Afrika so, daß sich nur bestimmte Tierarten auf der gänzlich freien Steppe aufhalten. Dort können sie sich durch sichtbare Zeichen verständigen. Schon die offene Baumsteppe läßt auf einige Entfernung keine Sicht zu, so daß sich die Tiere, die weit auseinandergezogen äßen, gegenseitig nicht sehen können. Bis zu einer gewissen Entfernung ist eine Verständigung durch die Stimme möglich. Beobachten läßt sich dies jedoch nicht, denn der Jäger kann nur das Signal des Tieres wahrnehmen, das ihn zuerst gesichtet und das erste Warnungssignal weitergibt.

Bekanntlich sind aber Giraffen stumm. Trotzdem habe ich oft beobachtet, daß die ganze Herde sofort flüchtig wird, wenn das Wachtier eine Gefahr bemerkt. Nicht etwa nur dort, wo sie sich gegenseitig sehen können, sondern auch im Walde, wo ihnen die Sicht durch Bäume und Sträucher versperrt ist. Dieselbe Beobachtung habe ich auch bei Elefanten gemacht. Ich erinnere mich, daß Elefanten, die ein bis zwei Kilometer voneinander entfernt standen, zur gleichen Sekunde flüchtig wurden.

Wie können sich aber stumme Giraffen oder Elefanten, die räumlich weit voneinander getrennt im dichten Walde stehen und sich nicht sehen, verständigen? — Hier gibt es nur eine Möglichkeit, nämlich die der Telepathie, der Fernübertragung.

Im Jahre 1907 machte ich folgende Beobachtung: Ich sichtete die Fährte eines einzelnen Elefanten, der ich folgte. Der Elefant witterte mich gegen 2 Uhr und wurde flüchtig. Ich folgte ihm ein Stück und traf dann auf die Fährte eines weiblichen Tieres, das einige Stunden vorher quer zu der flüchtigen Fährte durchgewechselt war. In der Hoffnung, daß mich diese Fährte an eine Herde bringen würde, nahm ich sie auf, fand aber, daß es sich um ein einzelnes Tier handelte, das über einen Kilometer entfernt von meinem Bullen eingestanden hatte, aber genau zu derselben Zeit wie dieser flüchtig geworden war, ohne daß es unsere Nähe irgendwie

beobachtet haben konnte. Dies hätte ja nun Zufall sein können; aber weiter: um meinen Beweis durchzuführen, folgte ich der Elefantenfährte am nächsten Morgen. Nach etwa 35 Kilometer vereinigten sich die beiden Fährten, um gemeinschaftlich nach Osten zu ziehen. Ich ging auf der hinausgekommenen Fährte des Bullen zurück, um festzustellen, ob es sich auch wirklich um dasselbe Tier handelte, und fand, daß die Elefanten zuerst in genau entgegengesetzter Richtung gegangen waren, dann kurz Rechts resp. Linksum gemacht hatten, um sich 30 Kilometer weiter zu vereinigen. Ich muß ausdrücklich betonen, daß es sich hier um ein Elefantenpaar handelte, das ich häufig zusammen beobachten konnte.

Die seinerzeit ganz harmlos mitgeteilte Episode entfielte einen wahren Entrüstungsturm. Besonders Steinhart, der unbedingt ein guter Tierkenner und liebevoller Tierbeobachter ist, tat mich mit einigen recht verächtlichen Ausdrücken ab, ohne allerdings meinen Namen zu nennen.

Seinerzeit den Gegenbeweis zu erbringen, war mir unmöglich. Radio und Ätherwellen waren so gut wie unbekannt, und mit telepathischen Problemen habe ich mich nie beschäftigt. Trotzdem setzte ich meine Beobachtungen fort und kam immer wieder zu der Überzeugung, daß es bei den Tieren eine Art der Fernverständigung geben muß.

Auf der Suche nach einer Erklärung für dies auch mir unverständliche Problem stieß ich auf die Beobachtungen des Professors Ferdinando Cazzamali von der Universität Mailand, der auf Grund sorgfältiger Experimente zu der Ansicht gekommen ist, daß das menschliche Gehirn imstande sei, gewisse „radiographische Strahlen“ auszusenden, die mit entfernten Menschen leicht eine Verbindung herstellen können.

Wenn nun das menschliche Gehirn, das auf so unendlich viele Tätigkeiten eingestellt ist, hierzu in der Lage sein soll, wie viel leichter muß es bei dem immerhin stark entwickelten Gehirn des Großwildes sein. Das Gehirn des Großwildes, wie überhaupt aller wildlebenden Tiere, ist im Grunde nur auf drei Funktionen eingestellt: Sicherheit, Ernährung und Sexualtrieb. Alle übrigen Funktionen, die das menschliche Gehirn belasten, fallen fort. Hierdurch sind natürlich gerade diese Funktionen besonders stark entwickelt und führen oft zu Leistungen, die den Menschen in Erstaunen setzen. So zum Beispiel das ungeheuer feine Gefühl für eine noch nicht wahrnehmbare Gefahr, für einen Umschlag des Wetters in weit entfernt liegenden Gegenden, der den Tieren anzeigt, daß dort jetzt günstige Nahrungsverhältnisse eingetreten sind. Dies habe ich besonders bei Elefanten häufig beobachten können. Dann die Vereinigung der Geschlechter zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten. Alle diese Erscheinungen wären unmöglich, wenn das Gehirn der Tiere nicht imstande wäre, Fernwirkungen aufzunehmen.

Wenn aber das Gehirn in der Lage ist, Fernwirkungen zu empfangen, ist ihm sicher auch die Möglichkeit gegeben, Fernzeichen auszusenden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Menschen, die aufeinander eingestellt sind, oft zu gleicher Zeit, ohne einen äußerlichen Anlaß, dasselbe denken und aussprechen. Warum sollte dies bei Tieren, die in der Wildnis noch viel mehr aufeinander angewiesen sind, nicht in erhöhtem Maße der Fall sein?

Die wichtigsten Zeichen, die sich Tiere der Wildnis zu geben haben, sind Gefahr- und Warnungssignale. In der Wildnis, wo jedem Lebewesen ständig Gefahr droht, ist das Gefahrzeichen am besten ausgebildet. Wie das S. D. S., das Gefahr- und Notsignal der Seeleute, so eingerichtet ist, daß es mit keinem anderen Signal verwechselt werden kann, so ist es auch in der Tierwelt bei jeder Art unverkennbar. Wenn überhaupt ein Gehirn die Möglichkeit hat, Zeichen auszusenden, so wird es das Einfachste, auf das auch der Empfänger am besten eingestellt ist, aussenden, und das ist beim Wild das S. D. S.

Um die geistigen Fähigkeiten der wilden Tiere in ihrer natürlichen Umgebung zu verstehen, muß man jahrelang in unmittelbarer Beziehung zu ihnen gestanden, muß mit ihnen und zwischen ihnen gelebt haben. Erst dann erkennt man, daß den Tieren viele, ans Menschliche grenzende Fähigkeiten angedichtet sind, die sie nicht besitzen, daß sie andererseits aber auch über Fähigkeiten verfügen, die uns unverständlich sind. Zu diesen Fähigkeiten gehört auch die — der Telepathie — der Fernverständigung.

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

50 Prozent. Kiewetter macht seine erste Luftpartie. Der Allieger schwebt mit ihm über Berlin, und als sie so 3000 Fuß hoch sind, macht er sich einen Wit und schießt plötzlich herunter. „50 Prozent von den Leuten da unten denken jetzt, daß wir abstürzen“, ruft er dem Passagier zu. „Das glaube ich“, bebt Kiewetter, „und 50 Prozent hier oben glauben's auch.“



Vom Zauber des Zuhause-seins. Glück und Wert des Familienlebens.

Von Hanna Erwin.

Wir haben es fast verlernt, dort Freude zu bereiten, wo dies Bestreben uns am nächsten liegen sollte: im eigenen Heim, in der Familie! Das kommt, weil unser Haus uns sehr oft nicht mehr die Welt bedeutet, weil es uns nicht mehr die Hauptsache, sondern Nebenerscheinung geworden ist. Es ist gut und richtig, daß der geistige Blick der Frau von heute gewendet wird, daß sie heute weiß, sie und ihre Familie stehen nicht für sich in der Welt, sondern sind nur kleinwinzige Bestandteile des großen Ganzen. Es ist gut, richtig und notwendig, daß die Frau von heute sehr viel lernt und sehr viel kann, wovon sie sich früher nichts hätte träumen lassen. Aber in einem war uns die „altmodische“ Frau doch voraus: Sie verstand es besser als wir, das Heim mit Freude zu erfüllen, weil sie sich ganz darauf einstellte, in ihrem Hause ihr Glück zu suchen! Wir streben bewußt oder unbewußt alle aufs Heim hinaus. Das Haus ist uns der Begriff der Enge, des Gebunden-seins, des hinter der Welt-Lebens. Man kann doch nicht immer zu Hause sitzen! sagen die Kinder, „man muß doch auch mal das Leben sehen!“ „Man will doch nicht sein bißchen Muße und Freiheit zu Hause versauern und ver-trauern!“ sagt der Vater, und „was hat man von seinem Leben, wenn man immer zu Hause sitzen muß!“ klagt die Hausfrau. Und dann fliegen sie aus, in Klubs, in Berufs-organisationen, zum Sport, zum Stammtisch, die etwas weniger „neuzeitlich“ orientierte Mutter vielleicht auch zum Kaffeekränzchen, man macht Ausflüge, Wanderausfahrten, besucht Abendporträts, Konzerte, Theater, macht Kurse mit — nur: zu Hause ist man nie! Das Zuhause ist nur noch Schlaf- und Erholungsstätte, und auch letzteres noch nicht einmal immer.

Es ist so typisch für unsere Zeit, dies Außerdenkhafe-Leben und dies Auseinanderstreben der Familie; gewiß muß man in sehr vielen Fällen die Verhältnisse dafür verant-wortlich machen, die Wohnungsnot, den Zwang zur außer-häuslichen Erwerbstätigkeit der Frau, die zeitraubenden und komplizierten Ausbildungsnotwendigkeiten für die Kinder u. a. mehr. Aber es gibt Familien, in denen alle diese erschwerenden Verhältnisse herrschen, und die doch ein Heim, ein Zuhause, ein Zusammenleben haben und es gibt andere, die ein fröhliches und sorgloses Zuhause haben könnten und es doch nicht kennen. Die Gründe dafür liegen doch noch in anderen als äußeren Verhältnissen und Zuständen, wenn-gleich diese auch mit in Betracht kommen. Nein, es sind noch eine Reihe von inneren Gründen, die hier mitsprechen. Wir lassen uns keine Zeit mehr, zu Hause zu sein; wir haben kein Empfinden mehr für den Zauber des Zuhause-seins, und wir wissen uns in die Geleise einer Hausordnung nicht mehr ein-zufügen — wenigstens ist dies sehr oft der Grund für den Zerfall der Familie.

Und doch liegt ein so unbeschreiblicher Zauber in dem Worte „Zuhause“. Glücklich, wer noch ein Zuhause hat! Wir Menschen sind doch, um glücklich zu sein, in erster Linie und sehr oft einzeln und allein auf die Familie und auf das Heim angewiesen. In der „Welt“ herrscht der Kampf aller gegen alle, gibt es Haß und Eigennutz, Lüge und Betrug. Die Familie, so wie sie sein sollte, ist oft der einzige Nährboden, auf dem die guten Eigenschaften der Menschen gedeihen, Liebesfähigkeit, Aufopferungswille, Freundlichkeit, Treue. Man hat viele Beispiele, daß Menschen, die „draußen“ im Leben unselbstlich, unangenehm, brutal, rücksichtslos usw. sind, in der Familie alles zum Vorschein bringen, was an Lebens-wertem in ihnen steckt. Es gibt viele Menschen, die sich im Getriebe der Welt nicht durchsetzen vermögen und denen der Daseinskampf Enttäuschungen über Enttäuschungen bringt. Das einzige, was uns nicht enttäuscht, wenn wir es zu würdigen und zu pflegen verstehen, ist die Familie, das Zuhause, das Heim. Daß es uns nicht mehr das bedeutet, was es uns bedeuten mußte und nicht mehr das gibt, was es uns geben kann, ist die Schuld unserer falschen Voraus-setzungen, unter denen wir es betrachten und der schlechten Gewohnheiten, mit denen wir es erfüllen.

Wir denken so oft, Außerlichkeiten schaffen das Heim, die Einrichtung bedeutet das Zuhause, und der Lebenszuschnitt schafft das Familienleben. Wir sind in dem Wahne befangen, dies und jenes „müsse“ man haben, tun, sich „leisten können“,

um glücklich zu sein, wir sind betäubt, wenn wir uns z. B. bei Familiengedenktagen und dergleichen keine großen Ge-schenke machen können, wenn es unsere Mittel uns nicht er-lauben, kostspielige Festlichkeiten zu veranstalten, Reisen zu machen oder dies und jenes an Kleidung, Möbeln usw. an-zuschaffen. Und wir machen uns so oft nicht klar, wie wenig dazu gehört, um auch in bescheidenen Verhältnissen glücklich zu sein und ein harmonisches Familienleben zu führen.

Das, was in erster Linie dazu gehört, ist der Wunsch und Wille, sich gegenseitig ineinander zu fügen, sich zu ertragen, Rücksicht auf einander zu nehmen und einander Freude zu machen. Ein liebes, gutes Wort zur rechten Zeit vermag mehr als alle kostspieligen Geschenke. Eine teilnehmende Frage, ein verständnisvolles Eingehen auf Sorgen oder Interessen schaffen eine innigere Zusammengehörigkeit als die Außerlichkeiten des Lebenszuschnitts und der Umgebung. Wenn Eltern und Kinder gemeinsam leben und erleben, ihre Freuden und Leiden teilen und nach dem Grundsatz „Einer für alle und alle für Einen“ zu denken und zu handeln ge-wohnt sind, dann kann auch in dem bescheidensten Heim jene Atmosphäre der Harmonie und des freundlichen Behagens gedeihen, die man „Zuhause-sein“ nennt und die ihren Ein-fluß auf das ganze Leben aller derer übt, die dieses Segens teilhaftig werden dürfen!

Sommerfrucht und kühle Gerichte.

Einige Rezepte für Speiseeis.

Beim Eintreten wirklicher Hitze werden kühle Nach-speisen jedermann willkommen sein. Vor allem ist es das Frucht-eis, das bei groß und klein, alt und jung sich der allergrößten Beliebtheit erfreut. Da in allen größeren Haus-haltungen die Eismaschine zur Hand steht, ist ein näheres Eingehen auf die Herstellung des Gefrierens nicht nötig. Es seien im Nachstehenden einige gute Rezepte für verschiedene Speisen angegeben.

Kaffee-Eis. ½ Pfund frisch gebrannte Kaffeebohnen werden mit 3 Liter Milch und ¼ Pfund Zucker aufgelöst. Weitere ½ Liter Milch werden auf gelindem Feuer mit 6 Eiern abgezogen und alsdann beide Massen durch ein Haarsieb gegossen und miteinander verrührt. Nach dem Erkalten wird die Flüssigkeit in die Eischüßle gefüllt. — Zum Tee-Eis nimmt man 40 Gramm Tee zu ¼ Liter Milch und ¼ Pfund Zucker.

Sahneneis. Die Milch wird mit dem Zucker gelocht, mit den Eidottern gebunden und mit dem rohen Saft von je einem Liter Himbeeren gemischt. Sollte der Geschmack zu flau sein, so setzt man etwas Zitronensaft und evtl. noch etwas Zucker dazu.

Sahne-Zitroneneis. Man reibt die Schale von zwei Zitronen ab, kocht diese mit Milch und Zucker, bindet mit Eidottern und gießt den Saft von 2–3 Zitronen erst dann an die Masse, wenn dieselbe erkaltet ist, und ganz kurz, bevor man sie in die Eischüßle füllt. Apfelsineneis wird in genau der gleichen Weise hergestellt.

Pfirsicheis. Man zerdrückt ein halbes Duzend Pfirsiche zu Brei und vermischt diesen mit einem Liter Wasser und einem Pfund Zucker. Wasser und Zucker werden aufgelocht, ein weiteres Duzend Pfirsiche geschält, halbiert, ausgekernt und, nachdem man die Fruchthälften nochmals gespalten hat, in den Saft geschüttet, gemischt und alsdann alles zusammen in die Eischüßle getan. Ein gleiches Eis kann man aus Kirschen, Erdbeeren, Aprikosen und außerordentlich wohl-schmeckend aus Melone bereiten. Die Stücke dieser Frucht dürfen nur glibdlang und halb so stark sein. Ebenso groß sind auch Ananasstücke zu schneiden, wenn man ein Wassereis von Ananas bereiten will.

Eis mit allerlei Früchten. Man menat dazu als Basis ein Zitronen-, Ananas- oder Apfelsineneis, schüttet dies in die Gefrierbüchse, schließt sie und läßt die Masse an dem Büchsentrand anstehen. Alsdann gibt man Glas-Kirschen, Erd-beeren, Himbeeren, halbe Reineclauden, geviertelte Pfirsiche, kurz, die verschiedensten Fruchtarten, zu je drei oder vier hinein, rührt die lose Eismasse um, läßt wieder etwas ge-frieren, rührt abermals das noch Weiche ein und läßt die Büchse darauf geschlossen durchfrieren. So wird der Regel außen eine farbige, aber saubere Dede haben und erst innen feinen Fruchtstücken zeigen.